

Eduard Fries: Niassische Gesänge

Ein Beitrag zum Verständnis der Volkseigenart.

Von E. Fries, Rhein. Missionar in Sifaoro'asi auf Nias.

(erstmals gedruckt in: Allgemeine Missionszeitschrift (AMZ) 1907: 420 - 432)

Als Kaiser Julian einst am Rhein die Germanen ihre Schwertlieder singen hörte, verglich der stolze Römer den fremden Gesang mit dem Gekrächz von Raubvögeln. Ein Mann wie Tacitus hatte vor ihm mehr Verständnis und Liebe für die Eigenart fremder Nationen, hatte versucht, den mythologischen Inhalt zu fixieren, hatte das „Aufjauchzen der Tapferkeit“ herausgeföhlt; ihm waren die Ausländer mehr als bloß „Barbaren“, und ihr „barditus“ wurde ihm Gegenstand historischer Forschung. Als die christliche Kirche Roms später die deutschen Gauen unter ihre Herrschaft brachte, sah sie ihre vornehmliche Aufgabe darin, alles, was an heidnischen Aberglauben erinnerte, mit Gewalt zu unterdrücken, an Stelle germanischer Schildgesänge traten lateinische Hymnen, und damit der neue Glaube nicht allzu fremd bleibe, ließ man es gern zu, dass die Züge heidnischer Heroen und Gottheiten auf die von der Kirche approbierten Heiligen übertragen wurden. Erst Jahrhunderte später griff deutsche Arbeit auf Tacitus‘ „Germania“ zurück, und mit dem Sinn für Geschichte erwachte auch das Verständnis für die Sage, deren Bruchstücke mühsam gesammelt werden mussten. Wie viel ist wohl verloren gegangen, weil in vergangenen Jahrhunderten falscher Eifer sein Verdammungsurteil über ein Stück Volkstum sprach, das wert war, erhalten zu werden! Die Entstehung des Heliand beweist allerdings, dass das Christentum die Kräfte eines Volkes auch dann weckt und fördert, wenn seine ersten Boten engherzig waren, und fleißige Klosterarbeit hat nach dieser Seite manchen Fehler wieder gut gemacht. So liegt uns heute noch ein gut Stück alten Volkstums vor und wir können unseren Vorfahren an der Hand ihrer Lieder ins Herz sehen, vermögen auch mit aufmerksamem Auge zu erkennen, dass die Söhne Tuiscos auch den unbekannten Gott gesucht haben, ob sie ihn fühlen und finden möchten.

Was hat das mit „niassischen Gesängen“ zu tun? Sehr viel! Denn da haben wir das Urteil des fremden Eroberers, des ausländischen Historikers, des Fanatikers, des einheimischen Gelehrten und Religionsvergleichers nebeneinander, einen aus unserer eigenen Geschichte gegriffenen typischen Beweis für die Art, wie die Kultur mit „kulturlosen“ Völkern und ihrem geistigen Eigentum stets umgegangen ist und noch heute umgeht. – Vor zwei Jahren hörte ich einen holländischen Kapitän das gediegene Urteil fällen, die niassische Sprache sei samt ihren Gesängen eine „verkenstaal“; man könnte diesen Angriff einfach mit dem Hinweis darauf parieren, dass „het Genootschap van Kunsten en Wetenschappen“¹ in Batavia erst kürzlich wieder aus ethnologischem Interesse den Druck eines langen, von Missionar Lagemann fixierten „Heldensanges der Niasser“ besorgt hat. Auch unter den Rheinischen Missionaren sind die Auffassungen verschieden: Dem einen scheinen die heidnischen Lieder des Volkes nicht nur wertlos, sondern auch verwerflich, der andere findet bei emsigem Suchen Spuren göttlicher Wahrheit.² Da sehen wir eine moderne Parallel auf unserem kleinen Eiland Nias!

Was ich im folgenden nun zeigen und illustrieren möchte, ist die Tatsache, dass diese verschiedenen Betrachtungsweisen jedem einzelnen Missionar so nahe liegen resp. so nahe gerückt werden, dass sich eigentlich auch jeder hier draußen mit ihnen auseinandersetzen muss, um seinerseits eine klare Stellung zu gewinnen.

Zuvor möchte ich noch einen Irrtum korrigieren. Es geht daheim das Gerücht, die Niasser seien ein völlig unmusikalisches Völkchen gewesen und das wird ebenso weiter kolportiert wie die Sage, dass es hier keine Singvögel gäbe. Das eine ist ebenso unzutreffend wie das andere. Man braucht

¹ Gesellschaft für Künste und Wissenschaften.

² cf. Sundermann, Nias und die Mission daselbst. Barmen 1905, Seite 58 ff.

eigentlich nur einmal auf einem niassischen Fest die Nacht unter beständigem Reigentanz und Gesang durchwacht zu haben, um über die Ausdauer und Fertigkeit der Niasser zu staunen, aus dem Gedächtnis oder aus dem Stegreif stundenlang diese rhythmischen Rezitationen vorzutragen; selbst kleine Bengels bis herunter zu fünf Jahren fassen an und halten Takt. Kein Fest ohne solchen „Tanz“ und ohne niassische Poesie! Und früh übt sich, was ein Meister werden will: Wenn die Schulkinder in der Pause recht vergnügt sind, dann fassen sie sich an und unter Gesang tanzt die lange Reihe in Schlangenwindungen auf dem Spielplatz umher mit kindlichem Frohsinn, und nie fehlt einer, der den Vorsänger abgäbe und was er auch anstimmen mag, sie wissen alle Bescheid und fallen beim Refrain mit ein. Von Melodien kann man allerdings nicht reden, und für unseren Geschmack sind diese Rezitationen monoton und doch haben sie für den, der sich hineindenkt oder besser hineinfühlt, einen eigenen Reiz. Ist man rasch bei der Hand, ihre Gesänge ein Geplärr zu nennen, so sollte man daran denken, dass unsere Choräle ihnen im Anfang auch nichts weiter scheinen als ein Geschrei! Die innersten Bedürfnisse ihrer Volksnatur sind eben andere als die unsrigen, und deswegen weil sie anders sind, hat man noch kein Recht, ihnen das musikalische Gehör einfach abzusprechen. Unsere Vorfahren, von denen oben die Rede war, haben auch nicht gleich vierstimmige Kantaten gesungen. Die Schule hat da eine große Aufgabe, aber keine undankbare: Es lässt sich leicht erkennen, wo guter Gesang gepflegt wird und wo nicht.

I.

Ein Missionar ohne Liebe zu seinem Volk, das ist ein Widerspruch in sich selbst. – Aber wir sind alle egoistische Menschen. Will sich im Verkehr der einzelnen die individuelle Eigenart behaupten, so im Völkerverkehr die Nationalität; man soll sich nur klar machen, dass moderner Chauvinismus sittlich ebenso viel wert ist, wie der Stolz der klassischen Zeit, als jeder Ausländer dem Griechen und Römer als „Barbar“ galt. Man kann mit vollster Überzeugung einstimmen, dass die Mission allein die Mächte entbindet, welche Rassenegoismus überwinden, indem sie über den Unterschieden der Nationen Stellung nimmt, ohne sie doch kosmopolitisch verwischen zu wollen, man kann im Prinzip die Achtung vor dem fremden Volke mitbringen, sei es noch so weit zurück in der Kultur – in praxi muss eben diese Achtung doch noch gelernt werden und die Lektion ist gar nicht so einfach, nach vielen Seiten hin sogar reich an Problemen. Erst in der Arbeit draußen lernt man ganz verstehen, was ein Paulus meinte mit seinem oft zitierten: „Dem Juden ein Jude, dem Griechen ein Grieche“: Weder völlige Preisgabe des Eigenen, noch äußerliche Akkommodation an das Fremde, sondern inneres Verstehen, inneres Einleben, inneres Sichhineindenken kraft dienender Liebe, um dann helfen und heben zu können, ohne zu karikieren. Firis hat keinen Wert, wo es sich um die Persönlichkeit handelt.

Wenden wir das auf unseren Fall an und veranschaulichen es aus eigenem Erleben. Als ich im Januar 1904 zum erstenmal auf Nias in Bowalia den Tanz der Häuptlinge sah, da war natürlich all das Neue von A bis Z interessant, aber das Neue hatte doch auch für einen homo novus viel Komisches, die entfaltete Rhetorik der Vorsänger manches Lächerliche und die Monotonie des Gesanges Ermüdendes. Lächerlichkeit und Langweiligkeit sind aber zwei böse Feinde der Achtung vor der fremden Sitte. Nicht anders ist's mir gegangen beim Anblick des Kriegsspiels auf der Straße von Bawo Lowalangi im Süden, nicht anders auf der Reise nach Lajoendri und vor einigen Tagen noch in Hoeroena, als bei einem großen Fest ein alter, ganz verhunzelter „baloegoe“ vor der gefeierten Frau des Festgebers, den „manari“, den schwebenden Tanz der niassischen Frauen exerzierte und dabei mit heiserer Stimme, völlig unverständlich sang, da war die ganze Situation so komisch, dass ich an mich halten musste, um nicht laut zu lachen über diese für niassische Vorstellung sehr feierliche Ehrenbezeugung. Und nun stellen sich die Leser vor, dass man öfter das zweifelhafte Vergnügen hat, inmitten einer dicht gedrängten Menschenmenge auf harten Brettern zu

liegen und eine ganze Nacht bis zum hellen Morgen dem Reigen zuzusehen und niassische Gesänge zu hören – immer wieder dasselbe Bild, immer wieder dieselben Klänge und immer wieder die gleichen Gestalten, betelkauend, gierig nach Schweinefleisch, fähig zu singen und zu tanzen, auch wenn neben ihnen Sterbende die letzten Atemzüge täten – dann werden sie begreifen, dass die niassischen Lieder einen manchmal in eine gelinde Verzweiflung bringen können, ja dass man sie am liebsten abschaffte, wenn man könnte, warum? weil sie dem verwöhnten Tuan nicht behagen! Und in solcher Stimmung vergisst man dann nicht nur, dass man von den Niassern mit mitleidigen Augen angesehen wird, weil man nicht einmal ihr Singen und Sagen kennt, sondern auch, dass man sich de facto zu wenig um den geistigen Besitz des Volkes kümmert, auf den es mit Recht stolz sein darf, sei er noch so klein, und dass man sich selbst durch jeden Unmut den Weg zum Herzen des Volkes verbaut. Der tiefste Grund ist eben doch unbewusster Egoismus, dem es so schwer fällt, das Fremde mit richtigem Maßstab zu messen und infolgedessen zu achten und zu beachten; ein gewisses Selbstgefühl, das nicht gern eingesteht, wie viel angestrenzte und zielbewusste Arbeit es fordert, will man den Niassern ein Niasser werden!

II.

Wie schwierig diese Arbeit ist, wird einem mit jedem Male deutlicher, so oft man mit Ernst den Anlauf nimmt, Verständnis für die poetische Tradition des niassischen Volkes zu gewinnen. Zunächst einmal rein sprachlich. Es ist ein großes Verdienst von Professor Meinhof-Berlin, dass er durch seine Vorträge die Probleme der Linguistik auch für Laien verständlich macht und so den Missionsfreunden daheim die Augen öffnet für die Riesenaufgabe, die nach dieser Seite hin dem Missionar gestellt wird. Misst man freilich an dem von ihm aufgestellten Ziel das eigene Können, dann sinkt das Stückwerk unseres sprachlichen Wissens in nichts zusammen und man wird noch nach 25 Jahren bekennen müssen, ein Stümper zu sein. Dass Meinhof nicht müde wird zu betonen, nämlich, dass man durch immerwährendes aufmerksames Hören sprechen lernen soll und nicht an der Hand der bereits fixierten Schriftsprache, das gilt natürlich ganz allgemein. Ich habe gefunden, dass man beim Erlernen solch einer total anders gearteten orientalischen Sprache nach einiger Zeit gewissermaßen an einen „toten Punkt“ kommt; wenn man nämlich endlich sich einigermaßen mit den Leuten verständigen kann (was NB. viel schwieriger ist, als eine grammatisch richtige „Predigt“ im Stil des Neuen Testamentes anzufertigen) und wenn diese dann auch gelegentlich gnädig äußern, man verstehe ihre Sprache, dann täuscht man sich aus lauter Freude über die ersten sichtbaren Fortschritte nur zu leicht hinweg über die noch ganz jämmerliche Unfähigkeit, auch nur die einfachsten alltäglichen Dinge in der Alltagssprache zu erörtern und es ist dann sehr nützlich, durch eine gelegentliche ehrliche Äußerung aufgeklärt zu werden. Hat man mit Aufwendung einiger Energie diesen toten Punkt überwunden, dann geht es eigentlich erst an und langsam, nur allzu langsam geht es auch vorwärts. Und dann kommt man nach 2 bis 3 Jahren wieder auf ein Fest, hört angestrengt dem Singen zu, wenn schon mit dem ehrlichen Trieb zu verstehen und macht die Entdeckung, dass man außer wenigen abgerissenen Worten auch nicht das Geringste vernimmt! Man ist wie taub für diesen Schwall von Poesie und es fehlt dann nicht viel, dass man ein für alle mal verzichtet, hinter diese niassischen Lieder zu kommen. Es gibt ja auch so prachtvolle Entschuldigungen, die man sich immer wieder vorsagt, weil man sich so ungern das Nichtkönnen eingesteht. Es sei ja Poesie und eine Sprache für sich, in rhythmischen, oft auch reimenden Versen, die man gar nicht zu verstehen brauche! Und dann sei es ganz erklärlich, dass man bei solchem Festlärm nicht alles auffassen könne, wenn der Vorsänger so undeutlich spricht; verstehen doch nicht einmal die Landsleute aus dem Norden diesen dialektisch gefärbten Gesang im Süden! Und so berechtigt solche Ausreden den eigenen Ohren klingen mögen, an der Tatsache ändern sie doch gar nichts, dass man eben einfach diese Gesänge nicht versteht, und auch daran nichts, dass sich ein Irrtum in solche Entschuldigungen einschleicht. Die Niassser sind ein sangeslustiges Völklein (hier

im Süden wenigsten) und die Verse kursieren nicht nur als Allgemeingut des Volkes, sondern die ganze Art zu sprechen, sonderlich in den Verhandlungen, der rhythmische Takt der Rede, der Parallelismus der Doppelzeiler³ ist so von der Poesie beeinflusst, dass man ein gewisses Gefühl dafür bekommen muss, wenn man auch für sie wieder verständlich reden will. Und die Art des niassischen Denkens, die ganze epische Breite, die dem geistigen Kindesalter des Volkes entspricht, kurz den Charakter des Volkes, lernt man nirgends besser als aus dem Volkslied.

Und damit komme ich zum Inhalt der niassischen Gesänge. Dass sie gerade reich an Gedanken wären, kann man nicht behaupten; sie sind oft sogar gedankenlos und selbst der Niasser, der sie singt, bezeichnet sie gern als „Reimereien“. Und daran liegt es nicht zum wenigsten, dass es nicht von vornherein interessant ist, diese Sachen zu studieren. Nehmen wir als Beispiel jenen oben genannten von Missionar Lagemann veröffentlichten „Heldensang“: Da wird auf 63 Druckseiten unter unendlichen Wiederholungen erzählt, wie von den 9 Söhnen des niassischen Stammvaters „Sirao“ im überweltlichen „Teteholâ ana'a“ der eine, „Baloegoe Loeome wonâ“, Nachfolger in der Häuptlingschaft wird, während die anderen 8 auf die Insel Nias heruntergelassen werden. – Ein Inhalt, der auf 2 Seiten erledigt werden könnte. Vom geistigen Genuss ist also nicht gerade viel zu sagen. Dazu ist das ganze Kolorit natürlich spezifisch niassisch; im oberen Teteholâ ana'a geht es genau so zu wie in jedem niassischen Kampong, d.h. der Horizont geht nicht über die Dorfpfähle hinaus und das Hauptinteresse gehört dem Goldschmuck und dem Schweinstall – alles Dinge, die unsereinem von vornherein verleidet sind. Also was uns langweilt, fesselt sie aufs höchste, was uns zuwider ist, macht ihre Freude aus! Hat man sich in dieses Faktum ergeben und fängt man dann an, darauf zu achten, wie sich eben das geistige Niveau der Niasser in ihren Gesängen dokumentiert, dann werden auch auf einmal unter diesem Gesichtspunkt all die Mängel interessant, weil es eben für den Missionar von allergrößter Wichtigkeit ist, das Niveau zu kennen; ergeben sich doch daraus dann Richtlinien für die Wortverkündigungen, die man kaum überschreiten kann, ohne dadurch unverständlich zu werden. – Soll ich einige solcher Grenzlinien namhaft machen? Von Denkarbeit hält der Niasser nicht viel, jedwede Art begrifflicher Schlussfolgerung nach unserer Manier ist ihm fremd, was ihm nicht mindestens dreimal gesagt wird, haftet so wenig „wie das Wasser auf dem glatten Pisangblatt“; aber mit Genossen zusammen hocken (sei es auch in qualvoller Enge und bei entsetzlicher Luft), scherzen, schwatzen, verhandeln, das ist seine Lust. So gilt es also, sich diesem allen in etwa anzupassen: Fort mit allen abstrakten Darlegungen, fort mit aller raschen logischen Gedankenfolge, fort überhaupt mit „tiefen Gedanken!“ Das ist schwerer, als man es sich daheim denkt, denn es fordert fast Verzicht auf die eigene Denkweise, es fordert schlichtes, anschauliches Erzählen, fordert kindliches Gespräch und je länger, je mehr komme ich zu der Überzeugung, dass trotz aller Bemühungen nach dieser Seite hin unsere „Sonntagspredigt“ in den meisten Fällen über die Köpfe geht. – Auch Gemüt ist nicht gerade viel in den Liedern zu entdecken, weder Liebe, noch Mitleid, noch Treue, noch sonstige Regungen, die auf ein tieferes seelisches Empfinden schließen lassen. Also auch nach dieser Richtung ein Defizit, das durch ganz allmähliche Erziehung gedeckt werden muss, statt einer vorhandenen Größe, an die man irgendwie appellieren könnte! Auch das ist gut zu wissen, denn man meint leicht, nach dem Verzicht auf das Mitleben der Zuhörer sich zum „allgemein menschlichen“ Gefühlsleben hinüberretten zu können und erst, wenn einem über heidnische Herzlosigkeit die Augen geöffnet sind, merkt man nachträglich, wieviel Schläge man ins Wasser getan hat. Selbst wenn nun beim Behandeln der Kranken täglich Anschauungsunterricht gegeben wird, ist es doch manchmal, als ob das „Herz“, das in der niassischen Sprache und Psychologie eine so hervorragende Rolle spielt, für andere überhaupt nicht schläge.⁴

³ Die Ähnlichkeit mit hebräischer Poesie ist oft erstaunlich.

⁴ Statt vieler Beispiele nur eins: Ich habe gerade täglich einen armen Menschen vor, der am Fußgelenk eine fressende Eiterung hat. Kommen Niasser beim Verbinden hinzu, so spucken sie aus vor Ekel, und das einzige Mitleid, was sie äußern, ist das lebhafte Bedauern, daß so viel kostbare Leinwand vergeudet wird. Und spricht man dann etwas von Nächstenliebe und Erbarmen, dann lautet die Antwort: „Ja, bei Euch ist das eben anders als bei uns!“

Die „Heldenlieder“ liefern nun auch treffliche Erklärungen für diese Mängel an geistigen und seelischen Fähigkeiten. Wo jeder das eigene „Ich“ so unverblümt in den Mittelpunkt stellt, da kann für den „Nächsten“ kein Raum im Herzen übrig bleiben, wo Ehrgeiz so alles Tun regiert, da muss alles andere unterdrückt werden, wo auf Gold das einzige Begehrten gerichtet ist, da können edlere Gefühle nicht aufkommen und wo Schläflichkeit erste Tugend ist, da kann die Treue und Wahrheit nicht viel gelten. – Es kostet nicht nur Mühe, nein auch inneres Überwinden, wenn man lernen muss, im Verkehr mit heidnischen Niassern auf Wahrhaftigkeit, auf Treue, auf Anhänglichkeit, auf Dankbarkeit zunächst zu verzichten. Und man muss es lernen, will man nicht von lauter Illusionen leben und in seinem „natürlichen“ Vertrauen nicht immer wieder enttäuscht werden. Es setzt dann eben ein neues, heiliges Vertrauen ein, das nicht abhängig ist von solchen Erfahrungen. Verbirgt sich die wahre Natur des Niassers nur allzu leicht hinter Schein und Lüge, so tritt sie uns ganz offen in den Liedern entgegen, besungen, gefeiert. Da können sie uns einen Dienst leisten, der unserem Verkehr mit den Leuten zugute kommt; sind sie doch ganz verblüfft, wenn man ihnen mit Zitaten aus ihren „amaedola“ auf den Kopf zusagt, was sie denken und ein langwieriges Versteckspiel ist oft mit einem solchen Worte abgeschnitten.

Das führt uns noch einen Schritt weiter. In den niassischen Gesängen wie in den vielen Gleichnissen sind eine Fülle von Sentenzen niedergelegt, die für das ganze Volk ein lebendes Kapital bedeuten. Ich habe in Sifaoro'asi noch keiner größeren Verhandlung beigewohnt, in der die Häuptlinge diese Münze nicht gewechselt hätten, und zwar nicht nur zum Schutz der Rede, sondern auch wesentlich zur Klärung der Sachlage. Auf Kenntnis des niassischen Sprichwortes verzichten, hieße hier einfach auf richtiges Verständnis einer solchen „hoehoeo“ verzichten, während umgekehrt ein kleines Gleichnis, richtig angewandt, von allen verstanden wird und eventuell eine Wirkung hat, die man sich sonst vergeblich mühen könnte zu erzielen. Und noch eins: Diese Gesänge enthalten auch die gesamte Tradition des niassischen Volkes. Kann man auch von einer „Geschichte“ kaum reden, so doch von einer für den gegenwärtigen Stand wichtigen Vergangenheit, von Sagen und Geschichten; alles was eben den geistigen Besitz der Niasser ausmacht, steckt in der mündlich überlieferten Poesie. Wer will sagen, dass es belanglos sei, sie im Original zu kennen?

Volkscharakter und Volkssitte aus dem Volkslied zu studieren, das ist Tacitus-Arbeit. Wohl bemerkt, als jener sie leistete am Rhein, galten die Germanen der „gebildeten“ römischen Welt auch nicht höher als Nias dem modernen Kolonialstaat. Könnte nun ethnologische Forschung nicht ohne Versäumnis an dieser niassischen Dichtung vorübergehen, wie dürfte das der Missionar, der infolge seines langen Aufenthaltes im Volk und dank seines dauernden Verkehrs mit ihm an erster Stelle zu solcher Arbeit mit berufen ist. Wie dürfte er das ignorieren, der doch eben auf dem Niveau des Volksleben Neues aufbauen will? Nur nicht in die Luft gebaut! Hinein ins volle Menschenleben!

III.

Muss also zugestanden werden, dass für den Missionar sprachliche und ethnologische Arbeiten unentbehrlich sind und dass er von beiden nie zu viel wissen kann, so will doch auch betont sein, dass jene Dinge noch nicht seinen Beruf ausmachen. Er kommt mit dem Anspruch und der Aufgabe, Gottes Wort von der Erlösung der Welt weiterzugeben. Wie soll sich nun der Missionar als Vertreter des Christentums zu solchen heidnischen Überlieferungen, zu den niassischen Gesängen stellen? Damit ist in ganz kleinem Rahmen ein Problem aufgeworfen, das die christliche Mission seit ihrem Beginn beschäftigt hat, wo sie auch immer zum Angriff vorging, ein Problem, über das geistvolle Männer nachgedacht haben und das hoch in der Praxis der Pionierarbeit immer aufs neue gelöst sein will. Ich kann hier nur mit wenigen Strichen skizzieren. – Das Christentum

fordert den Bruch mit der Vergangenheit, je entschiedener desto besser: Das ist ein scheinbar unanfechtbarer Satz und doch sieht er einfacher aus, als er ist. Der Mensch kann nicht aus seiner Haut, ein Volk kann nicht seine bisherige Entwicklung durchstreichen. Jede Bekehrung ist ein Wunder, aber auch die wunderbarste ist keine Verwandlung der Existenz; auch ein Niasser, der mit vollem Bewusstsein und aus wahrhaftigem Herzen den Bruch mit der Vätersitte vollzieht und sich „zum lebendigen Gott bekehrt“, bleibt ein Niasser und soll ein Niasser bleiben. Die „Vergangenheit“ ist ein summarischer Begriff und umfasst auch vieles, was, von ethischem Standpunkte betrachtet, an und für sich ganz neutrale Bedeutung hat, als da sind Sitte, Recht, soziale Ordnung usw., was nur durch den „Wandel nach väterlicher Weise“ in Unsitte, Unrecht und Unordnung verkehrt ist. Wird das nicht erkannt, dann schüttet ein Eiferer das Kind mit dem Bade aus, verwirft mit der Unsitte auch die Sitte, mit dem Unrecht auch das Recht, mit der Unordnung auch die Ordnung, muss es sich dann gefallen lassen, als unverständiger Fanatiker gescholten zu werden und muss zum Schluss doch nur erleben, dass solche gutgemeinte, aber rigorose Ausmerzung volklicher Eigentümlichkeiten nur eine Karikatur produzieren kann, die äußerlich die Kleider gewechselt hat, innerlich aber über das Alte keinen Schritt hinausgekommen ist. Diese Gefahr, der die römische Kirche im Anfang ihrer deutschen Missionstätigkeit schon deshalb erliegen musste, weil sie deutsche Frömmigkeit und Gottesdienst in lateinische Formen spannte, liegt überall vor auch für die evangelische Mission von heute und zwar gerade da, wo man's mit der Sittlichkeit ernst nimmt. Nur ein Beispiel. Nehmen wir an, junge niassische Christen oder Taufbewerber werden zu einem heidnischen Fest, etwa zu einer Hochzeit geladen, wo nach alter Weise getanzt, gesungen, auch Palmwein getrunken wird. Dass dann in all dem Rummel Versuchungen genug gegeben sind, wieder in alte Geleise zurückzubiegen und bei der Zugkraft alter Gewohnheiten Vorsätze und Versprechungen in den Wind zu schlagen, das ist nur zu erklärlich und weil Kinder eben noch nicht die Freiheit eigenen sicheren Urteils haben, so ist gerade der eifrige Seelsorger leicht geneigt, das Generalverbot an alle seine Gemeindeglieder auszugeben, sich nie an Tanz und Gesängen zu beteiligen. Das ist ganz verständlich und im Einzelfall gewiss manches Mal auch verständig, weil eine Schutzwehr gegen Rückfall – und doch fragt es sich meines Erachtens, ob man auf die Hälse ein Joch legen soll, das die meisten noch nicht tragen können, ja das am Ende gar nicht vonnöten ist. Ohne gesetzliche Vorschriften kommt man in heidenchristlichen Gemeinden unbedingt nicht aus, aber ob man sie ausdehnen soll auf Dinge, die ein Recht haben, Adiaphora genannt zu werden?⁵ Dass darin Gefahr liegt, wird vollends ersichtlich, wenn der Seelsorger, um trotz der Unbeständigkeit des niassischen Charakters seiner Sache gewiss zu sein, mit Gelübden und durch die Beichte vor dem Abendmahl Zwang ausüben will. Ist da der Schaden nicht viel größer als der Nutzen? Und dazu kommt die Tatsache, dass der Erfolg, den man auf solche Art forcieren will, in gesunderer Entwicklung ganz von allein sich durchringt! In den alten Gemeinden wird auf Hochzeiten nicht mehr getanzt, statt der alten Gesänge hört man christliche Choräle, einfach, weil die inneren Bedürfnisse sich mit der Zeit gewandelt haben, ja, weil die Niasser im Norden ohne Übung das Tanzen einfach verlernt haben. Gut Ding will Weile haben. – Und noch eins: Wenn man durch ein strenges Veto wirklich äußerlen Gehorsam erzielte, so wäre es doch eine große Täuschung, wenn man sich einbildete, dadurch auch den inneren Zug zu den Volksliedern getötet zu haben, denn der ist ihnen angeboren und darf auch am Leben bleiben, wenn man nur das richtige Verständnis für die Gesänge bei den Christen weckt. Vor einiger Zeit habe ich nach dieser Seite eine Beobachtung machen können an christlichen Zimmerleuten aus Ombolata, die hier die Schule bauten und auch zugegen waren, als ich das Exemplar des „Heldensanges“ empfing – verständige Menschen, die längst schon der heidnischen Gewohnheiten entwöhnt sind. Als ich ihnen ihr Lied vorlas, waren sie wie elektrisiert, sie haben sich dann Nächte

⁵ Um Missverständnissen vorzubeugen, muss ich bemerken, dass man sich etwas Gemesseneres und Anständigeres als den niassischen Tanz (bei Männern wie bei Frauen) gar nicht vorstellen kann und dass ich anstößige Dinge in den Gesängen noch nicht entdeckt habe, wenn schon das heidnische Denken, wie oben gesagt, offen zu Worte kommt.

lang die Dichtung vorgelesen, immer wieder von Anfang bis zu Ende. Wenn christliche Zimmerleute nach achtstündigem Arbeitstag lieber diese Lieder buchstabilierend lasen, als schlafen, dann muss das Interesse doch lebhaft sein. Hätte ich ängstlich das „heidnische Gedicht“ vor ihnen verbergen sollen? Vielmehr habe ich mich gefreut an ihrem Interesse und an ihren treffenden Bemerkungen, ihrer Kritik. Es sind eben doch ihre Lieder, ihre Freunde, ihr Besitz – Volksgut! Gewiss sollen wir keinen faulen Kompromiss mit dem Heidentum schließen, aber man soll auch nicht Sitte und Sittlichkeit verwechseln und in falschem Puritanismus dem Volk sein geistiges Eigentum stehlen wollen!

Immerhin geht ja aus dem Gesagten deutlich hervor, dass es im einzelnen auf diesem Gebiet so schwierige und mannigfaltige Fragen gibt, dass allgemeine Regeln gar nicht aufzustellen sind und eine Kasuistik niemals ausreichen würde. Das muss „geistlich“ beurteilt und entschieden werden. Man kann auch sehr verschiedener Meinung sein, wie ja auch daheim die Adiaphora ein umstrittenes Kapitel bleiben; aber wer aus pädagogischen Gründen sich für gesetzliche Verbote entscheidet und – in unserem Fall – den Niasser von seinen Volksdichtungen abschneidet, der hat doch damit noch nicht das Recht erworben, sich auch selbst vom Studium derselben zu dispensieren. Vielmehr scheint es mir nützlich für jeden, sich damit zu beschäftigen; haben doch in diesen Gesängen auch alle religiöse Vorstellungen des Volkes ihren Niederschlag gefunden! Missionar Sundermann hat sich in dem angeführten Buch die Mühe gemacht, die bisher bekannten Dichtungen nach dieser Seite zu prüfen und zu sichten und die gemeinsame religiöse Tradition herauszuschälen; und die Arbeit ist der Mühe wert. Die Anklänge an die biblische Geschichte, an Schöpfung, Sündenfall und große Flut sind in einzelnen Punkten frappierend und haben, wie alle die parallelen Erscheinungen in den Traditionen der Völker ihren apologetischen Wert, aber auch nur solchen und sind deshalb auch noch nicht das Wichtigste. Brauchbarer für die Missionspredigt sind die durchgehenden Gedanken, wie z.B. dass der Ursprung der Menschen nicht auf der Erde lag, sondern dass sie aus einer anderen Welt heruntergefallen sind, aber dass über allen Geistern und Ahnen doch „ein Gott aller“ ist, „nur eine Handbreit über uns.“ Da ergeben sich die ersten Anknüpfungen und fruchtbare Gespräche über Gottes Allgegenwart im Sinne von Psalm 139.

Mit dem Christentum ziehen nun „neue Lieder“ ein ins Volk und sie werden zu einer Macht. Schon jetzt nach einem Jahr singen die Kinder von Sifaoro'asi bis in die Nacht hinein und wenn wir abends oft nach schweren Verhandlungen mit früheren Mördern und Raubgesellen aus dem Dorf diese „niassischen Gesänge“ hören, dann ist's uns wie ein lautes Versprechen der kommenden Generationen. Seit 1905 haben wir auch ein schmuckes Gesangbuch mit 170 Liedern und zweistimmigem Notensatz. Immerhin gilt es sich dabei klar zu machen, dass diese zum größten Teil aus dem Deutschen übersetzten Lieder (von denen einige dem niassischen Verständnis immer dunkel bleiben werden) mit unseren Melodien für das Volk in etwa doch ein Stück Fremdheit sind. Das erste Lied, das ein innerlich angefasster Niasser auf seine Weise dichten würde, wäre im wahreren Sinne ein Eigentum des niassischen Volkes und Ausdruck dessen, was es wirklich in sich aufgenommen hat, als das ganze von Missionaren angefertigte Gesangbuch. Mir ist's aber gar nicht zweifelhaft, dass es einmal schöne christliche „niassische Gesänge“ geben wird.